

Die christliche Wertung der Arbeit im Lichte des Sonntags

Von P. Dr. Bernhard Häring, CSSR., Gars am Inn

Der größte Teil des Lebens der meisten Christen ist nach Gottes Willen von der Arbeit angefüllt. Deshalb ist die christliche Sinn-Erfüllung der Arbeit eine unserer wichtigsten Aufgaben in dieser Welt. Die göttliche Offenbarung läßt uns in dieser Frage nicht im Stich. Ist es zufällig, daß die erste Belehrung der Heiligen Schrift über die Arbeit sich im Zusammenhang mit dem Sabbatgebot (Gen 1—2) findet? Die von Gott, dem Schöpfer verordnete kultische Ruhe von der Arbeit, der Sabbat, und die sonntägliche Feier des Leidens und der Auferstehung Christi im heiligen Meßopfer geben den besten Zugang zu einem vertieften religiös-sittlichen Verständnis der Arbeit. Der Sonntag erschließt aber nicht nur den Sinn der Arbeit, er entscheidet in seiner rechten Erfüllung oder in seiner Entleerung auch über den tatsächlichen Wert unseres Arbeitsens.

Sonntag und Werktag, Arbeit und Ruhe, Weltgestaltung und „kultisches Werk“ (*opus Dei*), Schaffen und Ruhen für Gott sind nicht Gegensätze oder verschiedene Welten, die je aus sich zu verstehen und zu gestalten wären. Wehe, wenn sie auseinanderfallen oder sich gar als unversöhnliche Gegensätze betrachten. Beides ist dann entleert und verfälscht. Der Sonntag muß auf den Arbeits-Tag hinschauen und die Arbeit auf den Sonntag. Sie müssen Pole in einer der Vollkommenheit zustrebenden Ellipse sein, bis sie in den ewigen Kreis des Lebens und der Ruhe eingegangen sind, wo es keinen Sabbat als gesonderten heiligen Tag mehr gibt, weil die „neue Gottesstadt“ nichts Unheiliges und nichts erst zu Heiligendes mehr kennt. In ihr „gibt es keine Nacht mehr“ (Geh. Offbg 21, 26; 22, 4), „sie bedarf nicht des Sonnen- und nicht des Mond-Lichtes, ihre Leuchte ist das Lamm“ (Geh. Offbg 21,22). Auch der Tempel als heiliger Sonderbezirk hat aufgehört zu sein, denn „Gott, der Allmächtige, und das Lamm ist ihr Tempel“ (Geh. Offbg 21, 22).

Das Spannungsfeld: Tempel und ungeheiliger und unheiliger (sündiger) Ort, das Heilige und das Profane, Ruhetag und Arbeitstag kennzeichnen diese Weltzeit wie kaum etwas anderes. Schon aber hat Gott sein Zelt unter den Menschen aufgeschlagen, schon steht inmitten unserer Heime die Kirche, nicht nur als ein abgeschlossenes Gemach, das die Welt von uns ferne hält, sondern wie eine Burg, wie ein Ausfalltor zur Eroberung der Welt für die Ehre Gottes, zur Heiligung der Welt. So stehen in dieser Weltzeit die heiligen Zeiten zur Heiligung jeglicher Zeit, so steht der Ruhetag als Tag heiliger Feier inmitten der Arbeitstage, um auch sie zu heiligen.

Der Sonntag entscheidet über Sinn und Wert der Arbeit, ob sie heilig oder profan ist, Kult des Schöpfers oder Vergötzung des Geschöpfes, ob der arbeitende Mensch Abbild des wahren Gottes oder Bild eines Götzen, ob er Herr oder Sklave seiner Arbeit ist, ob ihm die Arbeit nur eine erdrückende Last oder ein „mildes Joch“ Christi bedeutet, ob die Mühsal der Arbeit Fluch der Sünde bleibt oder gesegnete, fruchtbringende Nachfolge des arbeitenden und leidenden Christus.

1. Die Arbeit als Kult des Schöpfers oder als Vergötzung des Geschöpfes

Der Sabbat sagt uns, daß der Mensch das „anbetende Wesen“ ist. Das tiefste Wesensmerkmal des Menschen ist sein Gott zugewandtes Antlitz, sind seine betenden

Hände. Zugleich mit seiner Erschaffung erhält er den Auftrag, mit Gott und zur Ehre Gottes den Sabbat zu feiern. Gott feiert seinen Sabbat als die ewige Jubelfeier seiner Herrlichkeit, ohne Anfang und Ende. Die sechs Schöpfungstage, die einen Morgen und einen Abend haben — nur am siebten Tag heißt es nicht, daß es „Abend und Morgen wurde“ —, stehen im Glanze des siebten Tages, der innergöttlichen unveränderlichen Herrlichkeit Gottes. Wer den Sonntag feiert — freilich hier erst als einen Tag mit „Morgen und Abend“ —, stellt damit aber auch seine Arbeitstage in die Herrlichkeit des Sabbatjubels. Wer den Kulttag inmitten seiner Arbeits-Sorge einhält, der macht seine Arbeit selber zum Kult, der bringt zum Ausdruck, daß Arbeit ein Gottesauftrag ist, daß seine Arbeit eben durch die Feier des Sabbats Gottes Herrlichkeit anerkennen will.

Der Mensch kann nicht anders als „anbeten“. Wenn er den heiligen Ruhetag zur Anbetung Gottes hält, dann ist all sein Tun gezeichnet als Anbetung des wahren Gottes. Wenn er aber entgegen Gottes Befehl, entgegen seinem innersten Wesen, Gott die heiligen Zeiten, den Tag und die Stunden der Anbetung versagt und sich nur auf die Arbeit in der Welt stürzt, dann stellt er sich selbst an Stelle Gottes. Aber da er nicht bei sich „ruhen“ kann — nur bei Gott kann man „ruhen“ —, muß er sich notwendig so in die Arbeit an der Welt stürzen und sich so an sie verlieren, daß er ein Anbeter, ein Götzendiener der Welt seiner Arbeit wird. Statt der Seligkeit des Rubens vor Gott, wird er in seiner Arbeit und aus den Früchten seiner Arbeit eine Ersatzseligkeit suchen müssen. So ist in unserem Jahrhundert an Stelle des Sabbats mit seiner Anbetung und Seligkeit die Vergottung der Arbeit getreten, neben der Vergottung der Arbeit die Vergötzung der Vergnügungssucht. Der Mensch, der Gott den Tribut des Sabbats versagt, kann sich nicht als eigener „Gott“ halten, er wird zum unseligen Anbeter der Arbeit. Die Arbeit, die durch den Sabbat in die Anbetung Gottes hineingenommen sein soll, die durch die Besinnung des Sabbats sich immer wieder als Verherrlichung Gottes erkennen soll, wird für den sabbatlosen Menschen zum großen Hindernis für die Religion, zum Religionsersatz.

Weil der Mensch das „kultische Wesen“ ist — das sagt das Sabbatgebot —, kann auch seine Arbeit nicht unkultisch sein. Sie ist entweder durch die Kultfeier des Sabbats, die sich im täglichen Gebet fortsetzt und lebendig erhält, geweiht und geheiligt oder ist so sehr entheiligt, daß sie zu einem Gegenkult wird. Es gibt nicht die bloß profane, ungeweihte Arbeit. Sie ist immer entweder in der Richtung auf die Anbetung Gottes oder sie wird zum Ausdruck der Verweigerung der Anbetung des wahren Gottes.

2. Der arbeitende Mensch als herrscherliches Abbild Gottes oder als Zerrbild seines Götzen.

Gott hat im Menschen einen herrscherlichen Diener geschaffen. Als Herrscher über die Erde sollte Adam Gott dienen. Im Herrschen über die Erde — und dies geschieht in der Arbeit — soll sich die *Gottebenbildlichkeit* des Menschen kundtun. „Dann sprach Gott: ‚Laßt uns den Menschen machen als unser Ebenbild, uns gleich! Herrschen soll er über die Fische des Meeres, die Vögel des Himmels, über das Vieh‘. Dann befahl ihnen Gott: ‚Erfüllt die Erde und macht sie euch untertan‘“ (Gen 1, 26, 28). Der paradiesische Mensch sollte ein „Arbeiter“ sein und in der Arbeit seine

Ähnlichkeit mit Gott erweisen. „Gott der Herr nahm also den Menschen und brachte ihn in den Garten Eden, damit er ihn bebaue und pflege“ (Gen 2, 15).

Wie drückt sich die Gottebenbildlichkeit des Menschen in seiner Arbeit aus?

Gott offenbart seine Allherrscherlichkeit in der *Erschaffung* der Welt. „Er rief sie und sie ward.“ Der Mensch soll in Ähnlichkeit mit dem Schöpfergott in der Welt gestaltend und arbeitend „schöpferisch“ tätig sein. Im Schöpfertum der menschlichen Arbeit offenbart sich ein Abglanz des fortdauernden Schöpferwirkens Gottes in der Welt. An der Erde arbeitend drückt der Mensch seinem Werk in Ähnlichkeit zum Schöpfer sein Siegel auf.

Gott offenbart im Erschaffen seine absolute *Selbstmächtigkeit*. Er erschafft alles auf ein letztes Ziel hin. Arbeiten bedeutet dem Wesen nach „selbstmächtiges und zielhaftes Handeln“¹. Durch die Arbeit erhält und entwickelt der Mensch seine leiblichen und geistigen Kräfte. Ohne die Arbeit wird der Mensch nicht „Herr seiner selbst“. Jede geregelte körperliche und geistige Arbeit ist Ausdruck der Macht über sich selbst und Arbeit an sich selbst und damit Ausdruck und Herausarbeitung der Gottebenbildlichkeit.

Durch sein Schaffen ist Gott der *Herr aller Dinge*. Die Arbeit ist der ursprünglichste und vornehmste Erwerbstitel von Eigentum — nach bedeutenden Soziallehrern im Grund der einzige Titel, auf den sich alle andern irgendwie zurückführen. So begründet die Arbeit das Herrentum des Erwerbens und Besitzens, den Abglanz des höchsten Herrn und Schöpfers. — Das Arbeiten an der Materie erinnert den Menschen allerdings auch daran, daß er nicht ihr *höchster Herr* ist. Wohl verfügt er über die Materie, aber sie setzt ihm durch ihre Gesetze unüberwindliche Grenzen. Dies wäre demütigend für ihn, wenn er sich selber als seinen eigenen höchsten Herrn betrachten wollte. Doch der Mensch, der in der Kultfeier des Sabbats sein Herrentum immer wieder auf Gott zurückführt, kann nicht darunter leiden, daß er sich vor der Materie beugen muß. Willig beugt er sich vor Grenzen, die ihm der Schöpfer als seinem „Mitarbeiter“ durch die Natur gesetzt hat. Denn ehrenvoll ist es, „Mitarbeiter“ Gottes zu sein — Abbild des Schöpfers —, aber schmählich, der Ehre des Schöpfers vergessend an der Materie seinen Herrn zu finden.

Je bewußter der Mensch das Königtum seiner herrscherlichen Arbeit auf Gott zurückführt, um so klarer und reiner zeigt es den Charakter der Gottebenbildlichkeit. Darum ist der heilige Ruhetag, wenn er den Rhythmus der Arbeit führt und weiht, beides zugleich: Anbetung der Oberherrschaft Gottes und Sicherung der Würde der menschlichen Arbeit. Wenn nun gar im Neuen Bund der heilige Ruhetag in der Anbetung Gottes durch die Feier der Mühsal Christi bis zur Tischgemeinschaft mit dem Sohne Gottes emporführt, dann fällt der Glanz dieser Stunde auch auf die Wochenarbeit.

Der Sabbat als Anerkennung der Oberhoheit des Schöpfers wahrt der Arbeit die Königskrone der Gottähnlichkeit; aber noch mehr: er stellt als beginnende *Teilnahme an der seligen Sabbatruhe Gottes* eine noch viel tiefere Gottebenbildlichkeit des Menschen heraus:

Dadurch, daß der Kulttag als der die Arbeit überragende Gipfel der Woche gefeiert wird, bekommt die Arbeit einerseits den Charakter des Vorletzten, anderseits

¹ E. Welty, Vom Sinn und Wert der menschlichen Arbeit, Heidelberg 1946, S. 28

den des *Weges* zum Letzten. Höher als alles Arbeiten steht das Ruhen vor Gott, froher als alle Erntefeste menschlicher Arbeitserfolge klingt die Jubelfeier der göttlichen Liebe. Über allem Arbeiten des Menschen kann und muß jetzt schon der Glanz des ewigen Sabbats, des ewigen Ruhetags, stehen. In Kult und Muße, die auf den Endzustand hinweisen, leuchtet das Gottesbild viel unmittelbarer und tiefer auf als im Werk und in der Arbeit. Das Größte an Gott ist ja nicht sein Schaffen in der Welt — die freie Offenbarung seiner Herrlichkeit —, sondern sein absolut weltüberlegenes Wesen, seine in sich jauchzende, vollendete Lebens- und Liebeswirklichkeit. Der Vater feiert von Ewigkeit mit dem Sohn im Heiligen Geiste den Sabbatjubel seiner Liebe. Der heilige Schriftsteller, der das Sabbatgebot betont neben das Arbeitsgebot gestellt hat (Gen 1—2), begründet den Sabbat des Menschen vom Sabbat (hebräisch „Ruhem“) Gottes her, wie er das Arbeiten des Menschen vom Schöpfwerken Gottes her sieht. Eindringlich wiederholt er bei den sechs großen Schöpfungswerken („Tagen“) jedesmal: „Und es ward Abend und es ward Morgen . . .“. Am siebten Tag aber heißt es einfach und lapidar: „Und Gott ruhte am siebten Tag von seinem ganzen Werk“ (Gen 2, 2). Das Schaffen Gottes in der Welt zielt auf ein Werk in der Zeit mit „Morgen und Abend“ (Kategorie der Zeitlichkeit), sein „Ruhem“ aber ist sein ewiger Tag ohne Anfang und Ende².

Damit hat Moses den Schöpfergott überaus wirksam von den Schöpfungs-Mythen der Umweltvölker abgehoben. Nach den babylonischen und andern Schöpfungs-Mythen entsteht die Welt und der Mensch durch Kampf, Spaltung und „Köpfung“ von Göttern. Das bedeutet, daß die Götter ganz und gar in die Qual und Unrast der Welt hineingezogen sind. Sie sind ja Naturgötter im Getriebe der Welt. Sie haben keinen „Ruhetag ohne Abend und Morgen“.

Wie sein Gott, so der Mensch! Wem die Arbeit das Letzte und Höchste ist, wer neben seinen Arbeitstagen keinen kultischen Ruhetag mehr kennt, versinkt notwendig immer tiefer in die Unrast und Unseligkeit der Weltarbeit. Er wird zu einem Bild der babylonischen Götter Thiamat und Marduk, die „erschaffend“ der Welt erliegen. Der Mensch aber, der in der Anbetung den Ruhepunkt über der Arbeit und für die Arbeit gefunden hat, ragt wenigstens mit seinem Haupte empor über den unruhigen Kampf der Arbeitswelt; er nähert sich bei aller Arbeits-Sorge immer mehr dem hellen Bilde des in seliger Ruhe schaffenden Gottes der Heiligen Schrift. „Heil dem Menschenkind, das den Sabbat hält und ihn nicht entweiht“ (Is 56, 2). So entscheidet der Sabbat, ob der Mensch als adeliger *Herr* über der Arbeit steht oder als selbstherrlicher *Knecht* ihr erliegt. Er wächst zum herrscherlichen Abbild Gottes empor, wenn er durch den Sabbat den Oberherrn seiner Arbeit anerkennt, wenn er durch die immer wiederkehrende Teilnahme an der Jubelfeier der göttlichen Liebe den Ruhepunkt und ewigen Zielpunkt seiner Arbeit findet.

Der neuzeitliche „Roboter“ hat das Beten und den Kult, den „Sabbat“, als unerträgliche Beschränkung seiner Freiheit und als Hemmnis auf dem Weg des Fortschritts und der Weltbeherrschung abgelehnt. Rastlos schafft er an der Technik. Es ist ihm gelungen, die innerste Kraft der Elemente zu sprengen. Aber im gleichen Schritt ist er der Sklaverei der Technik verfallen. Er ist in seinem Arbeiten unselig bis ins Mark hinein, weil er vor lauter Arbeit und Fortschritt den wahren Schlüssel

² Erklärung nach Schildenberger, Oberrheinisches Pastoralblatt 1948, S. 65 ff.

zur Gottähnlichkeit der Arbeit und zum ruhenden Pol der Arbeit, zur Teilnahme an der seligen Ruhe Gottes, verworfen hat. Die äußerste Enthüllung dieses seelischen Vorgangs, ein Bild und Symptom, sind die Millionenheere der Arbeitssklaven, die von Haus und Familie weggeschleppt werden, um das „Paradies“ des sabbatlosen Arbeitsmenschen zu bauen.

Wie verschieden ist das Antlitz, das der Mensch der Arbeit geben kann! Sie kann im Glanze des göttlichen Kultes stehen, Verherrlichung Gottes sein, sie kann das Gottesbild im Menschen zu hellem Aufleuchten bringen, sie kann ihren Ruhepunkt und Zielpunkt finden in der kindlichen Mitfeier der göttlichen Seligkeit. Sie kann aber auch zum satanischen Gegenkult werden, sie kann als Götze den Menschen in die Ketten der Unrast binden und das hebre Gottesbild zu einem frevlen Zerrbild entwürdigen.

3. Die Arbeit als erdrückende Last oder als mildes Joch Christi

Die in Anbetung übernommene Arbeit bewahrt auch nach dem Sündenfall noch das Siegel der Gottebenbildlichkeit. Aber es tritt nun der Lastcharakter hervor, seit Gott zum Stammvater gesprochen hat: „Mit Mühsal sollst du dich nähren alle Tage deines Lebens ... Im Schweiße deines Angesichtes sollst du dein Brot essen“ (Gen 3, 17 ff.). Hart müssen wir seitdem der Erde das tägliche Brot abringen. Jeder, dem nicht Alter oder Krankheit (mit einem Wort besondere Mühsal des Leidens) die Arbeit unmöglich macht, muß sich nach Gottes Willen der Last der Arbeit unterwerfen. „Wer nicht arbeitet, der soll auch nicht essen“ (2 Thess 3, 10). „Zur Arbeit, sei es Hand- oder Geistesarbeit, sind alle — nicht ausgenommen die Männer und Frauen, die sich dem beschaulichen Leben widmen —, verpflichtet, und zwar nicht nur auf Grund des Naturgesetzes (Gen 2, 15; 3, 19; Job 5, 7), sondern auch zur Buße und Sühne (Gen 3, 19). Die Arbeit ist außerdem ein allgemeines Mittel, um den Geist vor Gefahren zu bewahren ...“³. Die Arbeit ist ein harter Zuchtmeister als eine von Gott verordnete Last.

Aber Gott will nicht, daß uns die Last erdrücke. Für den unter der Last der Arbeit schwer seufzenden, erbsündlichen Menschen bekommt nun der Sabbat eine neue Bedeutung: Er soll die Mühsal der Arbeit erträglich machen. So wird das Sabbatgebot zur sozialen Gesetzgebung Gottes für den unter dem Zuchtmeister Arbeit stehenden Menschen. Gott will ihm für einen Tag in der Woche die Last gütig abnehmen, damit er aufatmen könne. Am Sabbat sollen die leiblichen Kräfte sich erholen, zugleich soll der Geist zur Ruhe kommen und neue Stärke finden zur Ertragung der Last der Arbeit im Dienste Gottes.

Das Alte Testament ist auf der einen Seite weit entfernt von der in der Antike verbreiteten Geringschätzung der körperlichen Arbeit (vgl. Sirach 7, 15: „Verachte nicht die mühevolle Handarbeit und nicht den Ackerbau, der vom Allerhöchsten stammt!“), ist anderseits aber auch tief beeindruckt von ihrem herben Lastcharakter. Doch will Gott selber dem Menschen die ihm auferlegte heilsame Last durch das Sabbatgebot gnädig tragbar machen, vor allem für die sozial Geringgestellten. Der soziale Gesichtspunkt der Sabbatgesetzgebung ist in der Heiligen Schrift wiederholt ausdrücklich hervorgehoben: „Sechs Tage magst du arbeiten und deinen Geschäften

³ Pius XII., Const. „Sponsa Christi“, AAS 1951, p. 13

nachgehen. Aber der siebte Tag ist ein Ruhetag zu Ehren des Herrn. Da darfst du keinerlei Arbeit tun, weder du noch dein Sohn noch deine Tochter, weder dein Knecht noch deine Magd, noch der Fremdling, der bei dir weilt!“ (Ex 20, 8—10). „Am siebten Tag sollst du feiern, damit der Sohn deiner Sklavin und der Fremdling aufatmen können!“ (Ex 23, 12). „Dein Knecht und deine Magd sollen ruhen können wie du! Denke daran, daß du selbst ein Knecht warst in Ägypten!“ (Deut 5, 14 f.). So soll die soziale Einrichtung des Sabbat ein Dankestag sein für die Befreiung aus drückender Fron. Diese Bedeutung hat sich überschwänglich erfüllt im christlichen Sonntag, wo wir danken, nicht nur, daß der Herr uns nicht über unsere Kräfte belädt, sondern vor allem für die Erlösung aus der erdrückenden Knechtschaft der Sünde. Das kirchliche Verbot gerade der „knechtlichen“ Arbeiten am Sonntag hat durchaus nichts zu tun mit der antiken Verachtung der Handarbeit, sondern ist die Bekräftigung der sozialen Linie des alttestamentlichen Sabbats. Die Kirche will neben der öffentlichen Kultruhe vor allem den abhängigen Arbeiter schützen, daß ihn niemand über seine Kräfte ausbeute oder vom frohen Feiern „in heiliger Festversammlung“ (Lev 23, 3) abhalte. Mit dem Verbot der Sonntagsarbeit ist also für den Arbeitgeber schon das Gebot gegeben, einen solchen Lohn zu zahlen, daß der Arbeiter von der Sechstagearbeit leben kann.

Zielte die alttestamentliche Sabbatgesetzgebung nächst der Gottesverehrung besonders auf die Abnahme der Arbeitslast für diesen einen Tag, so bewirkt die rechte Feier des christlichen Sonntags noch mehr als der Sabbat vor allem eine innere Umwandlung des Lastcharakters der Arbeit, die vom Opferaltar Christi aus mit ganz anderer Sinnerfüllung übernommen wird. Sie bleibt Last. Aber aus der dumpfen Last — die Folge der Sünde —, der Last Adams, wird durch die sonntägliche Feier der Mühsal, des Leidens und Sterbens Christi das „milde Joch“, die Bürde, die leicht zu tragen ist (vgl. Mt 11, 29 f.). Die Teilnahme am heiligen Meßopfer kann aus der Kraft, die uns die verwandelten Opfergaben spenden, auch den Sinn und Wert unserer Arbeit wandeln, „konsekrieren“.

Der Sonntag feiert das Andenken an die Liebestat Christi, der unser aller Last getragen. Die sonntägliche Feier ist darum für den Bereich der Arbeit die stete Mahnung, daß jeder mit Christus die Last seiner Arbeit trage, daß keiner dem Mitmenschen seine Arbeitslast aufbürde, daß vielmehr jeder bereit sei wie Christus für den andern, besonders für den der Arbeit Unfähigen, die Last mitzutragen.

Wenn die Arbeit immer neu vom Opferaltar in christlicher Opferbereitschaft übernommen und als Last der Liebe Christi getragen wird, dann ist die Menschheit fähig, in gemeinsamer Anstrengung den auf ihr lastenden Arbeits- und Herrschaftsauftrag über die Welt ohne Zusammenbruch zu erfüllen. Dann würde die Arbeit nicht als Kampffeld brutaler Interessen die Welt entzweien, sondern als Joch Christi die Menschen, die es gemeinsam tragen, vereinen.

Aus der Opferliebe Christi, die wir sonntäglich feiern, strömt uns die Kraft zu, die Arbeit in rechter Opfergesinnung zu tragen und sie, gerade weil sie auch als geheiligte Arbeit noch Last und Bürde bleibt, mit dem *Opferwert der Buße und Sühne* zu füllen, sie nicht nur zu unserem Heile, zur Abbüßung unserer Sünden, sondern vor allem auch für unsere Mitmenschen und die gesamte heilige Kirche zu umfangen.

Die alttestamentliche Feier des Sabbats als des siebten Tages brachte vor allem

in Erinnerung, daß die endgültige Ruhe für den Menschen erst am Ende stehe, daß er erst auf dem Wege zum letzten Ziel sei und darum der Mühsal der Arbeit nicht entfliehen könne. Die christliche Feier des Sonntags als des ersten Wochentags stellt die Ruhe und den Kult betont vor die Arbeitswoche; sie bringt damit zum Ausdruck, daß mit der Auferstehung Christi die neue Weltzeit des unvergänglichen Kultes schon hereingebrochen ist. Der Sonntag ist Feier der Auferstehung Christi und froher Ausblick auf unsere Auferstehung und Verherrlichung mit Christus. Aber der Höhepunkt der sonntäglichen Feier, die heilige Messe, ist ganz vordergründig die Feier des *Weges* zur Auferstehung, die Feier des Leidens und Sterbens Christi. So verdeckt der Sonntag den Lastcharakter auch der geheiligen Arbeit keineswegs, sondern ist ein gefülltes Ja zur Mühsal der Arbeit als einem Teil des Weges zur Herrlichkeit mit Christus.

4. Die Arbeit als Fluch der Sünde oder als gesegnete Gefolgschaft des Gekreuzigten

Durch den Sündenfall ist die Arbeit nicht nur zu einem schweren, freilich heilsamen Joch geworden; sie steht nun auch unter einem Fluch: „*Verflucht sei der Erdboden deinetwillen . . . Dornen und Disteln wird er dir tragen*“ (Gen 3, 18).

Christus hat durch seine Mühsal und sein Sterben zwar grundsätzlich den alten Fluch von der Erde und der Arbeit gelöst. Aber der einzelne und die Völker stehen vor der Wahl, ob sie auf ihrer Arbeit den alten Fluch lasten lassen und sich durch dieselbe neuen Fluch zuziehen oder ob sie ihre Arbeit als Nachfolge des Gekreuzigten übernehmen und sie so unter den Segen des Kreuzes stellen wollen.

Worin besteht der Sündenfluch für die Arbeit und wie kann der Sonntag diesen Fluch lösen und den Segen Christi auf die Arbeit rufen? Unter dem Sündenfluch für die Arbeit meint die Heilige Schrift (Gen 3, 18) zunächst einmal die Unfruchtbarkeit und *Vergeblichkeit* der Arbeit. Die Geschichte der menschlichen Arbeit und des Kulturschaffens ist eine einzigartige Bestätigung des Gotteswortes. Je mächtiger die Anstrengungen und Leistungen der Arbeit in unserer Zeit werden, in um so rascherer Aufeinanderfolge und um so erschütternder vernichten Katastrophen, Krisen, Inflationen und apokalyptische Zerstörungskriege die Früchte menschlicher Arbeit. Es ist das in erster Linie der Fluch und die Folge der ungeheiligen Arbeit gottentfremder Völker. Aber auch die Arbeit der Guten fällt unter das Gesetz der Vergeblichkeit für diese Weltzeit. Auch der Christ seufzt unter der Unfruchtbarkeit so vieler Arbeit und Mühe. Doch hinter allen zeitlichen Fehlschlägen glaubt und spürt er den Segen des Kreuzes Christi mit einer in alle Ewigkeit hineinreichenden Fruchtbarkeit seiner Arbeit. Diesen Segen erbittet er sich Sonntag für Sonntag in der Feier des Kreuzesopfers Christi. Diesem Segen hält er sich offen, indem er die Mühsal und nicht zuletzt die zeitlichen Fehlschläge seiner Arbeit als Gefolgschaft des Gekreuzigten auf sich nimmt. Die Arbeit, die im Kraftfeld des Sonntags steht, die von der Gesinnung der Teilnahme am Opfer Christi beseelt ist, hat nichts Fluchwürdiges mehr an sich, sie trägt als Gefolgschaft Christi das Angeld der Herrlichkeit Christi in sich.

Die bitterste Fruchtlosigkeit der Arbeit, die unter dem alten Fluch der Sünde bleibt, offenbart der Tod, wie es der Herr im Gleichnis vom reichen Kornbauern zeigt (Lk 12, 15 ff.). „Was nützt es den Menschen, wenn er die ganze Welt gewinnt,

aber an seiner Seele Schaden leidet!“ (Mt 16, 26). Das Wehe, das der Herr den Reichen, den in ihrer Arbeit irdisch Erfolgreichen, engegenschleudert, setzt sich ins Herz der Arbeit hinein, wenn man ihr den Sonntag nimmt. Das Wort „wie der Sonntag, so der Sterbetag“ zeigt, daß es dem Bewußtsein des Volkes tief eingeschrieben ist, daß der Sonntag zu allermeist entscheidet über den letzten Erfolg, über Fluch oder Segen der Arbeit.

Ein weiterer Fluch, der die Arbeit umlauert, sind die *sittlichen und religiösen Gefahren*, denen der Mensch, der die Werte und Forderungen des Sonntags verwirft, nicht entgehen kann: Verflucht ist das Arbeiten, das zum Selbstzweck wird und nur hartem *Eigennutz* dient, das den Menschen hart gegen andere und öde in sich selber macht. Der Sonntag als Tag des Kultes wirkt dem nackten Nutzdenken mächtig entgegen. Im heiligen Opfer bringt der sonntägliche Mensch Brot und Wein, an denen der Schweiß seiner Arbeit klebt, ohne Nutzabsicht als Gabe Gott zur Verherrlichung dar. Schon der dauernde Verzicht auf den Nutzeffekt der Arbeit, die er um der Gottesverehrung am Sonntag unterläßt, ist Darbringung einer Gabe und ein Damm gegen die Verabsolutierung der bloßen Nützlichkeit. Wo der Mensch sich weigert, die Erstlinge seiner Arbeit — vor allem auch den ersten Tag und seine Gaben — zur Verherrlichung Gottes darzubringen, da überfällt ihn der Dämon des Geizes und der Härte, die Blindheit für höhere Werte und das Unvermögen zum Glück der Selbstlosigkeit. Ein schwerer Fluch liegt darum auf der Arbeit des Unternehmens, dem die Person des Arbeiters nicht mehr wert ist als der Profit. Dem sabbatlosen Kapitalismus mußte Pius XI. den schweren Vorwurf machen, daß in seinen Fabriken „die Handarbeit, die Gott in seiner väterlichen Vorsehung auch nach dem Sündenfall zur leiblichen und seelischen Wohlfahrt des Menschen bestimmt hatte, weit und breit zu einer Quelle der sittlichen Verderbnis wurde. Während der tote Stoff veredelt die Stätte der Arbeit verläßt, werden die Menschen dort an Leib und Seele verdorben“⁴. Wo die heiligenden Kräfte des Sonntags wirksam werden, wird der Arbeitgeber diesen sittlichen Gefahren wehren, da wird sich der Arbeiter nötigenfalls auch dem Ungeist seiner Arbeitsstätte entgegenstemmen können.

Der äußerste Fluch aber hat die Arbeit getroffen, wenn der ihr Verfallene Gott vergißt und in ihr das letzte Ziel seines Lebens sucht, sie so gewissermaßen zum *Religionsersatz* macht. Eindringende Untersuchungen des kapitalistischen Arbeitsethos⁵ haben gezeigt, daß es weithin die Züge religiöser Inbrunst und Hingabe an sich gerissen hat. Wenn wir oben darauf hinwiesen, daß die sabbatlose Arbeit zum Gegenkult werden kann, so haben wir im Grund das Gleiche ausgesprochen. Ohne die himmlischen Kräfte und die heiligen Gesinnungen des Sonntags ist die Arbeit auf Grund des Fluches der Sünde eine Fessel, die den Menschen nicht mehr zur Ruhe kommen läßt und, was noch schlimmer ist, ihn die Ruhe in Gott nicht mehr sehen und ersehnen läßt.

Der Sonntag hat jedoch die den Sündenfluch lösende, den Segen ausstreuende Fruchtbarkeit nur, wenn er nicht einfachhin ein profaner Ruhetag ist, sondern ein Freisein für Gott, ein Ruhen vor Gott („vacare Deo“). Das bloße Ausruhen ohne heilige Feier, die bloße Jagd nach Abspannung und Vergnügen, die in der kultischen

⁴ Quadr. Anno Nr. 135

⁵ Z. B. Müller-Armack, Das Jahrhundert ohne Gott, Münster 1948

Feier nur mehr eine Fessel und Beschränkung sieht, wehrt den Fluch nicht von der Arbeit, löst die Verkrampfung des Arbeitsmenschen nicht, sondern verlagert und verdeckt sie nur. Ein Arzt spricht aus reicher Erfahrung geradezu von einer „Sonntagsneurose“ als einer Form der Flucht vor Gott und vor sich selbst hinein in den Lärm des Vergnügens. Ein solch profanisierter Sonntag mag in etwa noch die physischen Kräfte erneuern, „zur Aufrechterhaltung des seelischen Gleichgewichtes und der seelischen Gesundheit“ dient er nicht⁶.

Die christliche Wertung der Arbeit ist zusammengefaßt in dem religiös verstandenen Begriff „Beruf“. Unter Beruf (munus, officium) verstehen wir mit dem hl. Thomas „den Dienst am Ganzen unter göttlichem Ruf und Auftrag“. Nur im Licht und Kraftfeld des christlichen Sonntags kann die Arbeit die volle Höhe des Berufsideals erreichen: hineingetaucht in den höchsten Kult Gottes, dargebracht als Opfer des Lobes, des Dankes und der Sühne, im Blute Christi abgewaschen vom Fluch der Sünde, jede Woche neu übernommen als Auftrag Gottes in dem Segen Gottes, getragen in der steten Verbindung mit Christus dem Gekreuzigten als Last der Liebe für die Brüder, so ist jede rechte Arbeit wahrhaft ein christlicher Beruf.

Die Besuchung des Allerheiligsten

Von Friedrich Wulf, S. J., München

Unter unseren „Geistlichen Übungen“ nimmt die Besuchung des Allerheiligsten einen wichtigen Platz ein. Sie gehört zur festen Ordnung eines religiösen Lebens, und wir können uns gar nicht mehr vorstellen, daß sie jahrhundertlang — bis ins hohe Mittelalter hinein — der Christenheit unbekannt blieb. Uns Zeitgenossen einer entseelten und säkularisierten Welt, die wir mehr als frühere Geschlechter unter der Vertreibung aus dem Paradies und unter der Gottesferne, unter dem Alleinsein und der Verlassenheit leiden, will das Wohnen Christi unter uns, seine eucharistische Gegenwart in unseren Kirchen und Kapellen, als eine der beglückendsten und tröstlichsten Geheimnisse unseres Glaubens erscheinen. Wir bemitleiden unsere getrennten Brüder und sehen in der Armut ihrer leeren Gotteshäuser eine der empfindlichsten Folgen des Abfalls vom wahren Glauben.

Bei aller Liebe der katholischen Christenheit zu ihrem kostbarsten Schatz läßt sich auf der anderen Seite aber nicht leugnen, daß der eucharistische Kult, soweit er von der heiligen Opferfeier unterschieden wird, in manchen Kreisen nicht mehr jene freudige Zustimmung erfährt, die ihm zur Zeit unserer Väter noch ganz allgemein zuteil wurde. Man sieht vielfach in der stillen oder auch öffentlichen Anbetung des allerheiligsten Sakramentes eine mehr oder weniger isolierte Frömmigkeitsübung, die, wie man sagt, allzu lange den Sinn dieses Sakramentes: Opfermahl und Mahlopfer der Kirche zu sein, in den Hintergrund gedrängt und sogar verdunkelt habe. Den deutlichsten Beweis dafür erblickt man in den vielen Andachten, die aus diesem Kult entstanden seien und die, wie z. B. die Herz-Jesu-Andacht, keinen lebendigen Zu-

⁶ Dr. med F. Decurtins, Medizinische Aspekte der Sonntagsheiligung und -entheiligung, in: *Anima*, 1949, S. 343 ff.